

Nr. 52. Posen, den 29. Dezember. **1895.**

Der sechste Sinn.

Novelle von **Woldemar Urban**.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

XIV.

Als Herr Lassen nach Doberan zurückritt, war die Sonne am Untergehen. Obwohl nun das im wahrsten Sinne des Wortes ein alltägliches Ereigniß ist, von dem die gewöhnlichen Menschen nur insofern Notiz nehmen, als sie bemerken, daß es dann finster wird und die Zeit kommt, an das Abendessen zu denken, so schien es Herrn Lassen doch, als ob er seit Jahr und Tag die Sonne nicht so majestätisch, so prächtig und verklärend habe untergehen sehen, wie an diesem Tage. Die dunkelrothe Farbengluth, mit der sie nach ihrem Scheiden noch einmal die Winterlandschaft überfluthete und die dunkeln Tannenwälder der umliegenden Höhen von Doberan umlohte, das prächtige Farbenspiel der Wolken bis in den fernsten Ost, die zartbläulichen Nebel, die das etwas tieferliegende Dinglingen wie Märchenspuk umschleierten, die Kirchenzüge, die im schwarzen Gewimmel am hellleuchtenden Himmel dahinzogen, ließen ihn die Stunde der Dämmerung mit einem selten reinen und poetischen Zauber empfinden.

Die Schatten wurden immer tiefer, und ehe er Doberan erreichte, wurde es nahezu dunkel. Er suchte auf dem Hofe nach Max, denn er mußte Jemand haben, dem er sein übervolles, glückliches Herz ausschüttete, aber er fand nirgends eine Spur von ihm. Endlich trat er in das schon ziemlich dunkel daliegende Winterhaus, blieb aber plötzlich betroffen lauschend stehen: es war ihm, als ob er ein eigenthümliches, schluchzendes Weinen gehört habe. Vorsichtig näherte er sich einige Schritte und trat hinter einen dicken Oleanderstrauch, dessen Zweige er leise auseinander bog. Da sah er zu seiner starren Ueberraschung, wie Max am Boden kniete, den Kopf weinend im Schooß einer Dame verborgen, die vor ihm in einem Sessel saß. Die Dame konnte nur Fräulein von Fahlen sein, denn wenn Lassen sie auch nur von der Seite sah und in der Dunkelheit ihre Züge nicht unterscheiden konnte, so bemerkte er doch, wie ihre Hand auf dem Krauskopf des jungen Mannes lag und die Hand konnte nur Fräulein von Fahlen gehören; sie hatte die Gewohnheit, am Goldfinger ihrer linken Hand eine ganze Kollektion von Ringen zu tragen, von denen einer, der jetzt seine verrätherischen Strahlen bis zu Lassen warf, von diesem sofort wiedererkannt wurde. Dann hörte er auch ihre Stimme, deren Ton von einer inneren Wärme, von einer beglückenden Wichtigkeit und Tiefe war, wie er ihn von ihr noch nie gehört hatte.

„Wie thöricht Du doch bist, Max", flüsterte sie; „was mich glücklich macht, preßt Dir die Thränen in die Augen, wo ich aufjauchzen möchte in seliger Lust, birgst Du verschämt und weinend Dein Haupt in meinem Schooß. Was ist denn so Unglückliches dabei, wenn wir uns lieben? Sind wir nicht Geschöpfe Gottes, wie Andere auch? Daß Du mir's gesagt hast, ist das Dein Verbrechen? Reut es Dich, daß es Dir der Zauber einer seligen Stunde entlockt hat? Meinst Du denn, ich hätte es nicht längst gewußt, wie sehr Du mich liebst? In jedem Deiner Blicke, in jeder Deiner Bewegungen las ich ja. Oder bist Du unglücklich, daß ich Dich liebe? Rede, sprich zu mir, Max; warum dürften wir uns nicht gehören einer dem andern?"

„Ein Taumel hat mich verleitet, ein Wahnsinn mich verführt, Dir von meiner Liebe zu sprechen, Corinna, wo wir uns unmöglich angehören können!" schluchzte Max.

„Unmöglich? Max, Du träumst. Brauche Deine Sinne, Max!"

„Ein Mann, der nichts ist, nichts kann, eine reiche Frau heirathen, ein Halbstudirter, der sich feig hinter den Millionen eines verliebten Mädchens vor dem Kampf mit dem Leben verbirgt? Man wird mich für einen schlauen Spekulanten halten! Niemand wird an mein Herz glauben!"

Lassen war starr. Es war für ihn ausgemacht, daß Max nie in seinem Leben den sechsten Sinn finden würde.

„Bist Du stolz, Max?" flüsterte Fräulein von Fahlen wieder; „was ist doch das für ein armseliger Stolz eines Mannes, seiner Frau nichts verdanken zu wollen. Was sind denn alle die Aeußerlichkeiten, die mich umgeben, die die Welt giebt und nimmt, oder nimmt und giebt, was ist das Alles gegen die Schläge eines zarten Herzens? Du bist seit meiner armen Mutter die erste Seele wieder, die mich liebt, von der ich weiß, daß ihre Herzschläge meinem Glück geweiht sind. Und Du bist stolz, Max? Du hättest den traurigen Muth, das von unserem Blut und unserer Seele gewobene Band, das uns umschlingt, zu zerreißen? Du weißt nicht, wie traurig eine liebeleere Welt ist, sonst würdest Du nicht so reden. Brauche Deine Sinne, die Dir der liebe Gott mit in die Welt gegeben hat, das ist der richtige sechste Sinn, den Du so eifrig suchst. Es giebt keinen andern."

Max sprang lebhaft auf und schloß sie stürmisch in seine Arme.

„Corinna", rief er ganz laut und ungenirt, „ich werde der Welt zeigen — —"

„Ich weiß es ja, Max, ich kenne Dich wohl", flüsterte sie

Dann hörte Herr Lassen nur noch heiße, leidenschaftliche Seufzer und Küsse und sah in der Dunkelheit nur noch einen großen Schatten. Er fühlte, daß er hier höchst überflüssig war. Leise ließ er die Oleanderzweige sich wieder zusammenschließen und suchte in der Finsterniß die Thüre, die er geräuschlos von draußen zumachte.

Zwei geschlagene Stunden ging Herr Lassen mit großen Beruhigungs-Schritten in seiner Wohnung auf und ab und wartete auf seinen aufmerksamen Inspektor. Er hatte sich für den leichtsinnigen jungen Mann, der den ganzen Hof so ohne jede Aufsicht lassen konnte, eine derbe Strafpredigt ausgedacht. Endlich bemerkte er, wie die Hausthür mit einer hastigen Geräuschlosigkeit geöffnet und geschlossen wurde und eine Gestalt in den dunklen Hausflur trat. Es war Max, der schnell und ungesehen in seine Stube retiriren wollte. Herr Lassen bemerkte ganz deutlich, wie seine Augen in der Finsterniß aufleuchteten, wie Phosphor. Er mußte also in großer Aufregung sein.

„Max!" rief er ihn an und dieser trat bei ihm ein. Herr Lassen wollte seine Strafpredigt anfangen; als er ihn aber ansah, vergaß er sie plötzlich. Aus den Zügen des jungen Mannes leuchtete eine so lebendige Freudigkeit, ein so energisches, intensives Glück, daß der Amtmann unwillkürlich rief:

„Nun, Max, hast Du den sechsten Sinn gefunden? He?"

„Ja, Alex", sagte Max strahlend und reichte ihm herzlich beide Hände. Lassen bemerkte dabei, wie der Ring, der heute schon einmal an Fräulein von Fahlen's Hand zum Verräther geworden war, nun an der Hand seines Freundes blitzte.

„Also, Max, heraus damit. Was ist's mit dem sechsten Sinn?"

„Der sechste Sinn, Alex, besteht ganz einfach darin, daß man in der Welt seine übrigen fünf Sinne auch gehörig braucht."

„Das hat Dir Jemand gesagt. Das weißt Du nicht von Dir."

Max stutzte und sah ihn aufmerksam an.

„Willst Du Dich mit fremden Federn schmücken?" fuhr Lassen neckend fort.

„Du hast uns behorcht, Alex?" fragte Max erstaunt.

„Und wenn das wäre?"

„Um so besser, um so besser, Alex. So brauche ich Dir die Geschichte nicht erst zu erzählen."

* * *

Am nächsten Morgen war in dem Horn'schen Hause zu Dinglingen eine entsetzliche Aufregung, deren Grund in einem Briefe bestand, den ein reitender Bote von Doberan überbracht hatte. Dieser Brief enthielt ein förmliches Protokoll über alle Ereignisse seit der Doberan'schen Jagd, und da derselbe von Lassen und Max verfaßt und von Fräulein von Fahlen bestätigt war, so durfte Herr Horn nicht mehr daran zweifeln, daß er einem schwarzen Verrath zum Opfer gefallen war. Namentlich empörte ein getreuer Bericht über Herrn Saegebühl's Besuch auf Doberan sein harmloses Gemüth auf's Tiefste. Was aber mehr als dies Alles das Horn'sche Haus in Aufregung versetzte, war, daß Fräulein von Fahlen kurz und einfach, als ob es sich von selbst verstünde, sich beim Herrn Innungs-Obermeister zu Mittag eingeladen hatte. Die Gutsherrschaft von Doberan in Dinglingen zu Gast! Das war nicht dagewesen, so lange Dinglingen stand.

„Und wir haben die Wäsche!" war Frau Horn's erster Ausruf, als sie die hohe Ehre erfuhr, während Fräulein Doris sich begnügte, die Erwartung auszusprechen, daß Vetter Alex bestimmt mitkommen werde.

Herr Horn sagte gar nichts, wälzte aber die großartigsten Gedanken hinter seiner Stirn, um sie zu einer der Situation entsprechenden Rede, die er vorhatte, zusammen zu schweißen. Er wußte, daß er ganz Dinglingen bei diesem feierlichen Akt zu vertreten hatte und es sollte dies selbstverständlich mit der ihm eigenen ruhigen Würde und mit besonderer Betonung der seinem Haus widerfahrenen Ehre geschehen.

Es läßt sich schwer beschreiben, welche Aufregung es in ganz Dinglingen verursachte, als die mit tadelloser Eleganz geschirrte offene Equipage mit Fräulein Corinna von Fahlen, Max und Lassen durch die Stadt fuhr. Sämmtliche Hunde rannten in respektwidriger Konkurrenz bellend hinterher, zu allen Fenstern und Thüren fuhren neugierige Köpfe heraus und vor dem Horn'schen Haus hatte sich im Nu eine Corona großer und kleiner Straßenjungen gesammelt, die das Ereigniß in ihrer Weise verarbeiteten. Der Empfang fand natürlich im großen Salon statt und Alles war auf's Feierlichste. Nur Fräulein Doris hatte den Takt, höchst einfach gekleidet zu erscheinen. Sie wäre am liebsten in der Waschschürze gekommen, weil sie wußte, daß sie ihres Effektes so am sichersten war.

Herr Horn in Frack und weißer Weste nahm eben Posten, um seine große Rede zu halten, als Max launig sagte:

„Aber, Vater, was treibst Du denn für Possen. So empfängt man doch eine zukünftige Schwiegertochter nicht?"

„Max!" verwies ihn Herr Horn streng und nachdrücklich, in der Meinung, derselbe erlaube sich wieder einen Streich à la Heidelberg.

„Aber, Max", nahm nun Fräulein von Fahlen etwas gesetzter das Wort, „kannst Du denn nicht eine ernsthafte Sache ernsthaft behandeln?"

Herr Horn stutzte. „Max" und „Du" im Munde des Fräulein von Fahlen drohten ihn um seine Fassung zu bringen.

„Ich komme allerdings, Herr Horn", fuhr Fräulein von Fahlen dann zu ihm gewendet fort, „um mich, so gut und herzlich es mir möglich, in Ihre Familie einzuführen. Ich hätte das wohl schon längst thun sollen, leider verhinderten mich aber, wie Sie ja wohl nun auch wissen, mancherlei Rücksichten. Ich denke, Sie nehmen es deshalb nicht unfreundlicher auf, wenn Sie erfahren, daß wir, Max und ich, uns gestern verlobt haben und nun hier sind, um uns Ihren väterlichen Segen zu erbitten."

Herr Horn glaubte, die Feierlichkeit des Augenblicks voll und ganz zu begreifen. Er dachte daran, wie er mit einigen Aenderungen seine große Rede nun doch halten könne, aber merkwürdig! Der gewaltige Redner fand in diesem Moment auch nicht ein Sterbenswörtchen, und obwohl er mehrmals mit seinem würdevollsten und tiefsten Hm, Hm ansetzte, so verließ doch kein Wort den Zaun seiner Zähne. Dagegen traten ihm große, dicke Thränen in die Augen, die besser sprachen, als sein Mnnd je gesprochen hatte. Er streckte stumm seinem Sohn die Hand entgegen, die dieser ebenfalls stumm und mit inniger Rührung drückte.

„Max", sagte er endlich mit thränenerstickter Stimme und zuckenden Lippen — — „nun, es ist gut. Wir werden schon wieder einig werden! Du verstehst mich! Wir werden schon wieder einig."

„Selbstverständlich, Vater! Und Du sollst Dich nicht mehr über mich zu beklagen haben. Das ist nun vorbei, definitiv vorbei! Ich habe Dir und der Mutter manchen Kummer gemacht — nun, Ihr wißt ja, wenn das Herz Hühneraugen hätte, würde mancher Fehltritt nicht geschehen. Aber nun —"

„Gnädiges Fräulein —" unterbrach ihn Herr Horn.

„Gnädiges Fräulein?" fragte Fräulein von Fahlen zurück, „ich glaubte, Vater zu Ihnen sagen zu dürfen, aber so lange Sie mich gnädiges Fräulein nennen, getraue ich mir's nicht."

„Thun Sie es immerhin und haben Sie Geduld, bis auch ich den rechten Ton finde. Ich bin deshalb doch stolz und fühle mich doch durch Sie geehrt in meinem Sohne."

„Zu den Weihnachtsfeiertagen?" fragte Doris, „was meinst Du, Alex?"

„Wir feiern natürlich die Verlobung zusammen, Doris", sagte Fräulein von Fahlen.

„Selbstverständlich", warf Herr Horn ein, indem er nach und nach seine volle Würde wiedergewann, und Alles soll gehörig vorbereitet werden. Dafür stehe ich."

„Wie bei der Lisi, Vater", antwortete ihm Doris lebhaft, „da stand ein Diener in großer Livrée mit einem goldbordirten Dreimaster den ganzen Tag vor der Thür."

Ihr Vater zuckte verächtlich mit den Schultern.

„Einen Dreimaster? Bettel! Robert soll einen Viermaster haben und damit basta."

Vom Wünschen.

Von Ernst Halbe. (Nachdruck verboten.)

Der Jahreswechsel ist die Zeit der Glückwünsche. Am Neujahrstage wird das Glückwünschen ganz geschäftsmäßig betrieben, und es ist wohl kein Mensch an diesem Tage auf der Welt, der nicht einen Wunsch auf den Lippen hat. Auf dem Herzen haben wir ja immer Wünsche. Wer wäre so glücklich, sagen zu können, daß er ohne Wunsch wäre, und wir sind, um mit Goethe zu reden, entfernter nie von unseren Wünschen, als wenn wir uns einbilden, das Gewünschte zu besitzen.

Das Glückwünschen ist leider zu einer ganz konventionellen Form herabgesunken. Wenn alle die Wünsche, die wir am Neujahrstage erhalten, wirklich aus übervollem und aufrichtigem Herzen dargebracht würden, so könnten wir glücklich und zufrieden sein, wenn auch keiner der Wünsche in Erfüllung ginge.

Aber wir wünschen uns selbst immer mehr, als uns gut ist, und es ist wohl die schwerste Aufgabe, die an Jemanden gestellt werden kann, sich etwas zu wünschen. Selbst bei dem kleinsten Wunsch schon geräth man in Verlegenheit. Sage zu einem Kinde: „Wünsche Dir etwas, ich will es Dir zum Geburtstage schenken!“ so erregst Du ihm nur die Qual der Wahl, zumal wenn dasselbe schon genügend Verstand besitzt, sich zu sagen, daß ein allzu großer Wunsch als Unbescheidenheit ausgelegt werden könne. Nicht jedes Kind ist so schnell fertig mit seinen Wünschen, wie jener Kleine, der da auf die Frage: „Was würdest Du Dir kaufen, wenn Du Geld besäßest?“ antwortete: „Ein Stück Apfelkuchen!“ und auf die weitere Frage: „Aber wenn Du noch viel mehr Geld besäßest?“ hinzufügte: „Noch ein Stück Apfelkuchen!“

Doch nicht nur Kinder, auch Erwachsene, und darunter sehr kluge Kerle, würden in Verlegenheit gerathen, wenn die bekannte gütige Fee aus dem Märchen an sie herantreten würde und ihnen freistellte, einen Wunsch an das Schicksal zu stellen. Wohl die wenigsten Menschen kämen da auf die einfachste und umfassendste Antwort: „Zufriedenheit mit meinem Schicksal!“

Drei Menschen wetteten einmal. Jeder sollte sich eine recht große Summe Geldes wünschen, und wer nach Ansicht aller drei die größte Fülle des Mammons sich gewünscht, sollte den Preis erhalten. Ausgeschlossen war natürlich, daß die Summe in Zahlen ausgedrückt würde.

Der erste der Wettenden wünschte sich das größte Schiff, das erbaut werden könnte und je erbaut werde, mit Nähnadeln gefüllt. Jede dieser Nadeln sollte einen Sack nähen, und jeder dieser Säcke solle mit Goldstücken gefüllt sein. Das war schon ein hübscher Wunsch, aber der zweite der Wettenden schien ihn noch zu überbieten mit dem Wunsch, sämmtliche Wasser der Erde, vom großen Weltmeer bis zum kleinsten Bächlein, sollen sich in Dinte verwandeln, und mit dieser Unmasse Dinte solle eine große Zahl geschrieben werden, die der Wettende sich in Gold ausgezahlt wünschte.

Der dritte der Wettenden war kurz und bündig. Er sagte: „Ich wünsche, daß das Schicksal Euch dies Geld bescheere, dann möget Ihr sterben und ich soll Euch beerben!“ Er hatte die Wette gewonnen.

Wenn diesem Geschichtchen eine symbolische Bedeutung zu Grunde liegt, so ist es wohl die, daß zumeist die Menschen, wenn sie sich etwas wünschen, es auf Kosten Anderer thun. Wir wären weit eher mit unserem Schicksal zufrieden, wenn wir nicht überall um uns Menschen sehen würden, denen es nach unserer Ansicht besser geht, als uns. Der Kaufmann kann das beste Geschäft von der Welt machen, er ist unzufrieden, sobald er glaubt, daß sein Konkurrent ein noch besseres macht, und eine sehr treffende Charakteristik der meisten Wünschenden scheint mir daher in der folgenden sarkastischen Geschichte gegeben.

Einem recht unangenehmen Kerl war von einer Fee die Erlaubniß gegeben, sich etwas zu wünschen. Aber eine recht böse Bedingung war an diese Erlaubniß geknüpft. Die Fee, die ihren Mann wohl zu kennen schien, sagte nämlich: „Wünsche Dir, was Du willst. Es soll Alles in Erfüllung gehen. Aber bedenke wohl: Alles das, was Du Dir wünschest, und was Dir beschieden werden soll, soll Deinem Feinde, dem Nachbarn, mit dem Du im stetigen Hader liegst, in doppeltem Maße zu Theil werden.“

Wohl Niemand hat jemals in seinem Leben größere Qualen der Wahl ausgestanden, als dieser unangenehme Kerl; er sann hin und her und als just die Zeit zu verstreichen drohte, in welcher er seinen Wunsch anbringen durfte, da war er immer noch nicht mit seinen widerstreitenden Gefühlen zu Rande gekommen und wünschte sich in der höchsten Noth endlich, er möge — auf einem Auge erblinden.

Die Geschichte, die selbstverständlich wahr ist und sich in jener Zeit wirklich ereignet hat, in der die Feen noch hin und wieder guten Menschen in einsamen Wäldern begegneten, löst nun freilich nicht die Frage, die sie aufwirft. Der Held der Erzählung kann keinen vernünftigen Wunsch äußern, dessen Erfüllung ihm zum Glück, dessen verdoppelte Erfüllung aber seinem Feinde zum Schaden gereichen würde. Die richtige Erwiderung auf die freundliche Offerte der gütigen Fee wäre vielleicht gewesen: „Spende mir stets so viel, wie ich zur Stillung meiner vernünftigen Wünsche brauche.“ Und die Folge wäre dann gewesen, daß dem Feinde mehr beschieden worden wäre, als zu seiner Zufriedenheit gut war.

Die Symbolik dieser Geschichte ist in mancher Beziehung lehrreich. Wenn wirklich den Menschen Feen erschienen, die uns solche freundlichen Offerten machten, es wäre das größte Unglück für uns. Welchen Wunsch wir auch jemals äußerten, wir wären sicherlich nach Erfüllung desselben recht ärgerlich auf uns, nicht einen anderen, größeren besseren Wunsch geäußert zu haben, und auf den einzigen, wahren, allein richtigen Wunsch: „Gieb mir Zufriedenheit mit meinem Geschick“, wird deshalb Niemand kommen, weil Jedermann meint, die Erfüllung dieses Wunsches liege in der eigenen Macht des Menschen.

Das ist aber keineswegs der Fall. Wunschlos ist kein Mensch auf der Welt. Auch der bescheidenste und zufriedenste Mensch ist manchmal unzufrieden. Und das ist wohl der Menschen Glück, denn ohne Unzufriedenheit würde es kein Streben nach vorwärts geben, kein Ringen nach einer Veredelung der Menschheit. Wenn im zweiten Theil von Shakespeare's „König Heinrich IV.“ der König ausruft: „Thy wish was father, Harry, to that thougt“ (Dein Wunsch war des Gedankens Vater, Heinrich), so war dies wohl nicht nur in dem einen Falle so, sondern die Worte können leicht zu einer Sentenz verallgemeinert werden. Die Wünsche gebären Gedanken, sie schaffen Werke und bringen Weltschöpfungen hervor. Nur selten einmal läßt der Zufall Bedeutendes entstehen.

Der denkende, vernünftige Mensch hat daher Wünsche, ist unzufrieden, und nur der Narr, der Verrückte, der Stumpfsinnige, der Melancholische und das noch keines Gedankens fähige Kind sind ohne Wunsch, können ohne Wunsch sein, wenn ihnen nicht unbewußt Wünsche kommen. Der vernünftige Mensch aber strebt, so lang er lebt. Erst der Greis, der absterbende Mensch wird wieder wunschlos, und wohl dem Mann, der mit Faust sagen kann: Ich bin zu jung, um ohne Wunsch zu sein!

Wir sehen also, daß auch Zufriedenheit nicht das höchste Glück ist, daß auch Zufriedenheit den Menschen nicht zufrieden machen könnte. Und so sind wir denn mit unserer Wunsch-Philosophie in einen Kreislauf gerathen und am Ende der Dinge. Was sollen wir wünschen, wenn nicht Zufriedenheit mit dem Geschick, die es nicht giebt, und die auch nicht das höchste Glück des Menschen ausmachen würde? Wir sehen, das Glückwünschen ist keine leichte Sache. Wir kommen aus der Sackgasse der Sophismen nicht heraus, und wenn ich einem Freunde zum neuen Jahre keine Segenswünsche darbringen sollte, so wäre ich in aufrichtiger Verlegenheit, schon deshalb, weil ich nicht weiß, ob das, was ich als des Freundes Glück betrachten würde, auch von ihm als solches angesehen würde. Ich für meinen Theil habe zur Zeit nur den einen Wunsch, die Gunst der Leser dieser Zeilen erworben zu haben und spreche daher mit Goethe's „Tasso“:

„Euch zu gefallen war mein höchster Wunsch,
Euch zu ergötzen war mein letzter Zweck.“

Der tappige Hans.

Er hieß Hans Führnau. Ich wund're mich fast, daß ich den Nachnamen noch weiß, denn selten habe ich ihn wohl gehört. Wer ihn ein paar Tage kannte, nannte ihn Hans, und wer ihn ein paar Wochen kannte, nannte ihn den tappigen Hans. Er nahm das gar nicht übel, er achtete nicht darauf. Er nahm überhaupt wenige Dinge übel und achtete nicht viel auf das, was um ihn und mit ihm vorging. Schon in der Volksschule und später auf dem Gymnasium riefen ihn selbst die kleinsten und schwächsten seiner Mitschüler mit seinem Spitznamen, obwohl er der größte und stärkste von allen Knaben war. Sie wußten Alle, daß der tappige Hans sich alles gefallen ließ und nur für die Beleidigungen sich schlug, die man seinen Freunden anthat. Trotz seiner Kraft und seinem Wuchse aber hatte er bei unseren Faust- und Ringkämpfen niemals eine Führerrolle; dazu war er zu ungeschickt. Wenn ihn nicht ein geistig mehr begabter Feldherr dirigirte, so half er, wo seine Hilfe nicht nöthig war, und übersah, wo man ihn brauchte. Dieser Feldherr war gewöhnlich unser Mitschüler Alfred. Das war freilich eine echte Imperatorennatur. Geistesklar, energisch und kühn — und trotz seiner Herzensgüte nie eine gewisse Vornehmheit, den Stolz des Götterlieblings, verleugnend. Wie oft hab' ich die blauen Augen des tappigen Hans ruhig und aufmerksam in das zarte weiße Gesicht Alfreds schauen sehen, einen Befehl erwartend. Denn was Alfred ihn thun hieß, das that er — so wußte ihm der flinke, schnelldenkende Altersgenosse zu imponiren. Freunde waren die beiden nicht, denn der tappige Hans verehrte den klugen Alfred zu sehr, als daß ein Verhältniß freundschaftlicher Gleichheit möglich gewesen wäre — und Alfred lachte oft über seinen tapferen Anhänger.

Eines Tages zeichnete er ihn, wie er täglich den Weg zur Schule daher kam — den mächtigen Körper auf den großen Füßen langsam vorwärts tragend, die blauen Augen g'radaus in die Ferne gerichtet, die Mütze weit zurückgesetzt auf das blonde Haar, von dem immer eine Locke über die Stirne hereinhing, über das ganze Gesicht ein gutmüthiges Lächeln. Unterm linken Arm hatte er seine Bücher. Eines war eben im Begriff herabzugleiten, ein anderes lag schon eine Strecke rückwärts auf der Straße. In der rechten Hand trug er einen Apfel, der wohl bald hinter den weißen Zähnen des halbgeöffneten Mundes verschwinden sollte.

Das Bild wurde in der Klasse gezeigt, und der sich am meisten darüber amüsirte, war Hans. Vielleicht war er stolz darauf, daß der künftige große Maler — denn Alfred wollte später die Kunstakademie besuchen — gerade ihn abkonterfeit hatte, vielleicht beachtete er nicht den Gegenstand, sondern nur die Kunst, womit er behandelt war — er wußte es wohl selbst nicht. Voll Freude bat er das Bild von Sonnabend bis Montag mit nach Hause nehmen zu dürfen, er wolle es Jemandem zeigen.

Wer dieser Jemand sei? fragte man ihn.

Er wollte es nicht sagen. Nur Alfred und mir, der durch Nachhelfen im Lateinischen und andere gute Dienste seine besondere Gunst erworben hatte, wollte er's anvertrauen.

„Wißt ihr, wem ich's zeigen will?“ sagte er lachend. „Fanny!“

„Fanny? Ist das eine Schwester von Dir?“

„O nein, meine Base,“ sagte er. „Früher hat sie bei uns gewohnt, weil sie keine Eltern mehr hat, aber seit meine Mutter auch todt ist, ist sie auf dem Lande bei den Großeltern. Wißt ihr was? Schaut, daß ihr mitkommt. Ich darf schon ein paar Kameraden mitbringen.“

Wir kamen mit und genossen einen freundlichen Sonntagnachmittag. Wenn Alfred gute Laune hatte, war er wirklich die Liebenswürdigkeit selbst. Er war Meister im Spiel wie im Ernst. Nur die Strickschaukel konnte der tappige Hans natürlich höher werfen, weil er mehr Kraft besaß. Und es war sehenswerth, wie er in heller Lust Alfred aufforderte, sich auch noch zu Fanny in die Schaukel zu setzen, er wolle sie schon Beide in die Höhe bringen. Und dann stand er mit leuchtenden Blicken, immer wieder die Schaukel anstoßend, in der das Pärchen saß, lachend und singend und plaudernd und den tappigen Hans vergessend.

* * *

Wir hatten das Gymnasium absolvirt. Ich bezog die Universität, Alfred ging in die Residenz, um sich nun ganz der Malerei zu widmen, und Hans, dessen Examen nicht eben glänzend ausgefallen war, wurde Landwirth.

Drei Jahre waren seitdem vorüber. Ich hatte mit Alfred, dessen Namen schon, ein aufsteigender Stern, am Himmel zu der Kunst zu leuchten begann, eine gemeinschaftliche Reise verabredet, die uns nach der Heimath und von da aus nach dem Süden führen sollte. Hans war zu dieser Zeit auf dem Landgute seiner Großeltern thätig und hatte uns Beide dringend eingeladen. Dort wollten wir uns also treffen. Ich kam einen Tag früher an und ward gerührt von der Herzlichkeit, womit mein alter Schulkamerad mich empfing. In der ersten halben Stunde hatte er mir seinen ganzen Lebenslauf seit unserer Trennung erzählt. Viel war da nicht zu berichten. Er hatte sich tüchtig eingearbeitet und machte von Jahr zu Jahr bessere Geschäfte. Das war aber nicht die Hauptsache. „Die Hauptsache war — fuhr er in seiner Erzählung fort — aber komm' mal hier herein in die Laube, ehe ich dir das erzähle, da stört uns Keiner — wie ich dritthalb Jahr hier war, kam unsere Fanny aus der Stadt zurück. Ja so! Da hätt' ich dir vorher erzählen sollen, daß sie in die Stadt gekommen ist, um sich als Gouvernante auszubilden. Vor einem halben Jahr kommt sie also plötzlich zurück — ihre Gesundheit war ein wenig angegriffen, sie wollte sich in der Landluft erholen. — Holla, Peter!“

Ein vorübergehender Arbeiter kam heran.

„Sagen Sie den Leuten da oben am Seedamm, daß morgen und übermorgen nicht weiter gearbeitet wird. Wir sind mit dem Abgraben weit genug. Wenn wir noch weiter graben, bricht die Wand zwischen dem obern und untern Becken ein und das Wasser stürzt uns auf einmal in den Untersee und reißt Alles nieder.“

Der Arbeiter ging weiter.

„Meine Freude, wie sie wiederkam, kannst Du Dir gar nicht denken. Weißt Du, ich habe sie gern gehabt von jeher, solange ich mich zurückerinnern kann. Ich sage Dir, ich habe das Mädchen so lieb, so lieb —“

Die Stimme versagte ihm einen Augenblick —

„Mir ist es nicht recht begreiflich, wie Einer erst eine lieb haben kann und dann eine Andre. So recht lieb, siehst Du, so über alles Andre auf der ganzen Welt, so lieb kann man nur einen Menschen haben und nur ein Mal. Wenn's damit unglücklich geht, dann liegt am Andern auch nichts mehr, meine ich. Na, ich habe nun nichts mehr zu sorgen. Ich werde ihr Mann, ich! Bin ich noch der tappige Hans, was? So gern, wie ich sie, kann sie mich freilich nicht haben. Das ist natürlich. Ein solches Mädchen! Du denkst wohl, ich merke es nicht, daß sie so viel, viel klüger ist und besser als ich; ich weiß es nicht zu schätzen? Aber da irrst Du Dich. Ich werde sie auf den Händen tragen, meine Fanny, wie eine Königin, wie eine Königin. Hoho, soll's gut haben beim Hans, soll's gut haben! O Freund, Freund, was bin ich glücklich!“

Ich freute mich seines Glückes mit ihm.

Am andern Tage kam Alfred und ward nicht minder herzlich empfangen. Aber schon in den nächsten Tagen wurde das Gefühl der Zufriedenheit und Behaglichkeit, welches mich an dem schönen Orte unter guten und zufriedenen Menschen bei der zwanglosen Art unseres Verkehrs erfüllt hatte, getrübt und gestört. Alfred suchte erst die Einsamkeit und schien mir von irgend einem Gedanken ganz eingenommen, Fanny war verstimmt und klagte über Kopfweh und das trübte auch die frohe Laune des guten Hans. Eines Nachmittags, als ich mit Hans im Garten auf und ab ging, sagte er auf einmal:

„Hat Fanny nicht vorhin beim Essen gesagt, sie will nach Tisch auf ihr Zimmer, weil sie Kopfweh hat?“

„Allerdings.“

„Nun, dann ist dieses böse Kopfweh doch endlich besser geworden, Gott sei Dank, Gott sei Dank. Ich höre ihre Stimme in der Laube.“

„Du hast ein gutes Gehör,“ sagte ich. „Ich höre nichts.“

„Doch, doch, ganz leise. Mit wem spricht sie denn? Tritt nur sachte auf, dann kann'st Du's durch die Sommerluft bis hier herüber hören. — Werde ich Fanny's Stimmchen nicht kennen!“

setzte er lachend hinzu. „Hoho, ein Stimmchen wie die Engelchen im Himmel!"

Wir gingen leise einige Schritte näher.

Plötzlich blieb Hans stehen. In demselben Augenblick wollte ich ihn wegziehen, aber es war zu spät. Sein Gesicht ward todtenbleich, seine zitternde Hand suchte die meine.

„Alfred, ich habe Dich geliebt" — hörten wir Fanny sagen.

„Und Du liebst mich nicht mehr?" erwiderte der Angeredete.

Ich wollte etwas zu Hans reden — ich weiß nicht mehr was — er schüttelte nur den Kopf und winkte mir, zu schweigen.

„Und ich habe Dir gesagt, daß ich Dich liebte, und Du hast mir gesagt, daß Du mich liebtest. Daß ich, das arme unwissende Mädchen, Deiner Liebe nicht würdig sei, habe ich nie verkannt! Ich hab's wie ein seliges Schicksal angesehen, daß ein Mann, wie Du, mich liebe. Aber, Alfred, wenn ich auch nur die arme Gouvernante war und Du der große Künstler und Dein Geist so reich, so reich — ich hatte Dir doch mein Herz gegeben und meine Liebe und das ist eines Weibes bester, höchster Reichthum, siehst Du, und den hatte ich Dir ganz gegeben, alles, alles."

„Glaube mir, glaube mir, daß es auch mein Herz nicht war, was mich zu jenem leichtsinnigen Geschöpfe zog, um dessentwillen ich Dich verließ. Es war eine Verirrung meiner Sinne, ein Betrug meiner Phantasie, weiter nichts. Du mußt's meinem heißen Blute zu gut halten. Ach, Fanny, Fanny, warum muß ich so mit Dir reden? Ich wußte es wohl, daß Du nicht körperlichen Leidens wegen die Stadt miedest, wie sie mir sagten, als ich nach dem Fräulein Gouvernante fragte. Die blinden Thoren! Aber sag mir nur, wie war's möglich, Jenem Dein Wort zu verpfänden" . . .

„Schilt nicht. Du hast nicht das Recht. Der Glaube an Dich war mir ja genommen und ich dachte, ich könnte Dich vergessen und mit ihm glücklich sein. Er ist ein so guter Mensch und hat mich so lieb. Ach, könnt' ich ihn lieben!"

„Das kannst Du nicht, das wirst Du nie. Er versteht Dich nicht, er kann Dich nicht verstehen. Ihr seid verlobt, sagst Du. Du mußt diese Verlobung auflösen. Ich weiß es ja, ich sehe es, Du vergiebst mir, Du liebst mich, und ich lasse mir mein Glück nicht nehmen."

„Wie kann ich — wie soll ich . . .!"

„Liebst Du mich noch?"

„Alfred, ich bitte Dich . . ."

„Liebst Du mich noch? Ja oder nein? Die Wahrheit, ich beschwöre Dich, die Wahrheit! Ja oder nein!"

„Ja. Aber —"

„So werde ich mit Hans reden."

Hans erhob die Faust, der grimmige Zorn blickte aus seinen Augen und schüttelte seinen Körper.

„Nein, nein, Ihr werdet streiten — o mein Gott, was soll das werden! Ich, ich will mit ihm reden. Ach, es ist ein so guter Mensch —"

In diesem Augenblicke riß sich Hans von mir los und eilte durch den Garten in's Haus. Erschreckt folgt' ich ihm. Er wollte eben sein Zimmer versperren, als ich eintrat. Da fiel er mir um den Hals und weinte, weinte so bittere Thränen, daß ich jeden Versuch zu trösten für eine Entweihung seines Schmerzes hielt.

„Du weißt, wie ich sie lieb hatte. Ich lasse sie ihm nicht. Er kann sie nicht so lieb haben, wie ich. Du mußt zu ihm gehn, er soll sich mit mir schlagen, auf Pistolen, hörst Du, Pistolen, und Einer muß bleiben. Nicht wahr, er hat ihr nur zugeredet, überredet hat er sie, daß sie sagt, sie liebt ihn. Er hat mir mein Glück gestohlen, heimlich, verrätherisch, tückisch, wie ein Dieb in der Nacht. Ist das nicht schlecht, wenn ich Einen für meinen Freund halte und zeige ihm mein Gold, meinen Edelstein, und er nimmt mir's heimlich, weil's ihm gefällt. Schlecht ist er, schlecht, und deshalb darf ich sie ihm gar nicht lassen, nicht wahr. Meinst Du, ich merk' es nicht, was er ihr vorgeredet hat. Ich bin nicht klug genug für sie, meint er. Ja das ist auch wahr. Aber, hoho, er ist's auch nicht. Keiner, keiner, es giebt keinen Menschen, der meine Emmy verdient. Nur ich bin nicht klug genug für sie? Freilich, ich bin der tappige Hans. Von jeher hat er mich kommandirt und mit mir gemacht, was ihm beliebt. Ich war der tappige Hans. Und jetzt hab ich ein Mädchen lieb und gäbe mein Herzblut für sie hin und meine Seligkeit und steht mein Leben darauf, auf dieser einzigen Liebe: Da kommt er und redet von seinem heißen Blut und sagt: „Geh weg da, aus dem Weg, Du tappiger Hans, das Mädchen gehört mir." O ich armer Mensch! O meine arme, arme Fanny!"

„Ich soll sie ihm lassen!" begann er nach einer Pause wieder. „Ich bin nicht klug genug für sie. Sag ihm, er soll mir nicht unter die Augen kommen. Ich weiß nicht, was ich thue. Ich könnte mich an ihm vergreifen. Ich bin deshalb vorhin schon so schnell davon gelaufen, im nächsten Augenblick hätt' ich ihn erwürgt, den Dieb. Ich soll sie ihm lassen. Was wird aus mir? Meinst Du — meinst Du, sie wird glücklich werden, wenn — wenn ich sie ihm lasse? Allmächtiger Gott, nein, ich kann nicht, ich bring's nicht über's Herz.

Während er sprach, schien es mir, als ob ich aus der Ferne herankommende Schritte, Stimmen, Rufe vernähme. Jetzt hört' ichs deutlich.

Herr Führnau! — Herr Inspektor! — Um Gotteswillen schnell!

Ich riß das Fenster auf;

Was giebt's?

Der Obersee hat den Damm durchgebrochen. — Was sollen wir thun?

Es ist einer im Kahn — er ist verloren — Geschwind!

So klang es durcheinander.

Ich wollte mich wenden, um Hans aus seiner Zerstreuung aufzurütteln. Schon stand er an der Thür. Die Thränen schimmerten noch in seinen Augen, aber seine Haltung war aufrecht und er sprach mit fester Stimme:

„Komm', wir wollen sehen, ob die Maschinen in Untersee etwas aufhalten können. Der Mensch muß vergessen haben —"

Wir eilten an's Ufer. Ein Arbeiter erzählte unterwegs, daß der andere junge Herr vorhin an's Ufer des Obersees gekommen sei und sich den Kahn losgebunden habe wie schon öfter. Es schien, als wäre der junge Herr sehr aufgeregt und wollte sich etwas zu thun machen — sich austoben, sagte der Erzählende. Weil gerade Mittagspause war, sei weder am Obersee noch im leeren Becken des Untersees Jemand beschäftigt gewesen. Plötzlich brach auf der andern Seite des Sees der Damm an einer Stelle durch und die Wasser, den Durchgang mit jedem Anprall erweiternd, stürzten den Abhang hinunter.

Wir waren am Ufer. Mit einem Blick war die Lage der Dinge zu übersehen. Alfred ruderte so schnell er konnte. Aber er hatte nur ein Ruder. Der Kahn war jeden Augenblick in Gefahr, von der Strömung erfaßt zu werden. Wenn das geschah, war sein Insasse unrettbar verloren.

Fanny stand verzweifelnd am Rande des Sees.

„Es wagt sich Keiner hinein", rief sie. „Rette ihn, Hans! Hans rette ihn!"

Nie vergesse ich den Blick, mit welchem Hans das Mädchen ansah. Dann aber — nicht ein Wort kam von seinen Lippen — faßte er ein langes dickes Seil, das an einem Pfahle festgebunden war, und sprang in's Wasser.

Rings um mich herum sprach und schrie Alles durcheinander.

„Er versinkt — nein, da ist er wieder — er läßt nicht ab — jetzt! er ist am Kahn — er schlingt das Seil ein — zieht! zieht! die Strömung hat sie noch nicht — hurrah, hurrah! sie sind gerettet — der Kahn kommt. Was ist denn das? Um Gotteswillen! Was hat das zu bedeuten? Wie kann er nur so ungeschickt sein? Herr Inspektor! Herr, Herr, retten Sie sich! Allmächtiger Gott — er kann nicht mehr — die Kraft verläßt ihn" —

Der Kahn, in dem Alfred ohnmächtig lag, wurde langsam an's Land gezogen.

Hans aber hatte nicht, wie Jeder erwartete, sich am Kahne festgehalten, um so mit zurückzukommen. Als hätte ihn Erkenntniß der Gefahr, Gefühl und Kraft verlassen, blickte er, immer von derselben Stelle aus, zu uns herüber. Die Leute riefen ihm zu, sich zu ermannen, nur noch eine Anstrengung und er sei gerettet — ich dachte jenes Blickes und schwieg.

Jetzt ist der Kahn am Land und mit einem lauten Schrei sinkt Fanny neben dem Geretteten nieder. In demselben Augenblicke bricht der ganze Damm nieder und furchtbar donnernd brausen die Wasser in die Tiefe — hinunter — hinunter —

Der tappige Hans war todt.

Der Kalendermann.

Von G. Merker. (Nachdruck verboten.)

Sobald ein Jahr sich seinem Ende zuneigt, erscheint auch bereits eine ganze Fluth von Kalendern für das neue in den verschiedensten Formaten und zu allen Preisen: Wand- und Abreißkalender, winzige Portomonnaie-Kalender und solche in Broschüren- und Buchform.

Der Kalender fehlt heutzutage in keinem Hause, auf keinem Komptoir und in keiner Schreibstube. Er ist ein uralter Hausfreund, der zugleich ehedem ein nicht unwichtiger und tief eingreifender Kulturträger war, denn Jahrhunderte hindurch ist der Kalender neben Bibel und Gesangbuch der einzige literarische Hausfreund des deutschen Volkes gewesen.

Kalendarium hieß (nach Dr. B. M. Lersch „Einleitung in die Chronologie") bei den Römern das Schuldbuch, weil die Zinsen jedesmal an den Kalendae oder Monatsersten fällig waren. Jetzt verstehen wir unter einem Kalender, wie Jedermann weiß, das jährlich abgeänderte Verzeichniß der Jahrestage nebst Angabe ihrer Eigenthümlichkeiten bezüglich der Himmelserscheinungen (Sonnen-, Mond-, Planetenlauf, Stand der Fixsterne, wahrscheinliche Witterung), besonders aber in Bezug auf die Wochentagsfolge, Feste und andere in kirchlicher oder bürgerlicher Beziehung bemerkenswerthe Zeiten. Der astrologische Unsinn, den die mittelalterlichen Kalender enthielten, ist längst daraus verschwunden, dagegen glauben die Kalendermacher vielfach noch immer der Wetterprophezeiungen des sogen. hundertjährigen Kalenders nicht entbehren zu können, obgleich sie nicht minder thöricht sind.

Unsere jetzige Art, die Jahre vor oder nach Christi Geburt abzuzählen, heißt bekanntlich die christliche Zeitrechnung und hat den gelehrten Abt Dionysius Exiguus, der in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts lebte, zum Urheber. Es wird allgemein nach unbeweglichen Jahren gezählt, wovon immer drei aufeinanderfolgende 365 Tage, das je vierte aber 366 hat (nur daß in den letzten Jahrhunderten nach der Kalenderreform einzelne Schalttage wegfallen). Wir verstehen dabei unter einem Jahre bekanntlich den Zeitraum, worin die Erde ihren Umlauf um die Sonne einmal vollendet und dessen Dauer ungefähr 365¼ Tage beträgt. Diese Zahl ist nun für die Eintheilung in Monate und Tage ziemlich unbequem. Zunächst läßt sie sich nicht durch 12 theilen, weshalb unsere Monate von verschiedener Länge sind; ferner läßt sie sich auch nicht durch 7 theilen, weshalb in jedem Jahre dieselben Monatstage immer auf verschiedene Wochentage fallen. Endlich weist sie am Ende auch noch einen Bruch auf, weshalb das zu 365 Tagen gerechnete Jahr zu klein ist, ebenso wie ein zu 366 Tagen angenommenes zu groß sein würde. Es hat sich dadurch die Nothwendigkeit ergeben, einzelne Jahre von ungleicher Länge einzuführen. Schon Julius Cäsar und sein Rathgeber Sosigenes verfielen daher auf das Auskunftsmittel, daß allemal das vierte Jahr 366 Tage haben sollte, und nannten dieses ein Schaltjahr. Ein Blick in den Kalender für 1896 zeigt uns, daß dieses wiederum ein solches Schaltjahr ist, indem der Februar 29 Tage zählt. Die Sache stimmt aber immer noch nicht ganz genau, weil bei dieser julianischen Reform das Jahr zu genau 365¼ Tagen angenommen wurde, während es in Wirklichkeit etwa 11 Minuten weniger hat. Man schaltete also etwas zu viel ein, und deswegen wurden, um den Kalender mit den astronomischen Jahreszeiten wieder in Uebereinstimmung zu bringen, bei der gregorianischen Kalenderreform zunächst 10 ganze Tage fallen gelassen und außerdem noch eine Festsetzung für die Zukunft getroffen. Während nämlich sonst, wie vorhin, gesagt, alle durch 4 theilbare Jahreszahlen Schaltjahre sind, wurde bezüglich der sogen. Säkularjahre (1600, 1700, 1800 u. s. w.) bestimmt, daß von ihnen nur diejenigen Schaltjahre sein dürften, bei denen die Anfangsziffern (16, 17, 18 u. s. w.) auch wieder durch 4 theilbar sind, also 1600, 2000, 2400 u. s. w., wohingegen die andern: 1700, 1800, 1900, 2100, 2200 u. s. w. gewöhnliche Jahre von 365 Tagen bleiben. Auch bei dieser Rechnungsweise bleibt jedoch auf 4000 oder vielmehr 3333 Jahre noch ein Tag zu viel, doch kann man billigerweise die Wegschaffung dieses kleinen Fehlers, wofür jetzt schon verschiedene Vorschläge gemacht worden sind, den Gelehrten anheimstellen, die 2000 Jahre nach uns leben werden.

Die Eintheilung unseres Jahres, wie des Thierkreises in 12 Theile, ist ohne Zweifel darauf zurückzuführen, daß der Mond sich gewöhnlich zwölfmal im Laufe eines Jahres erneuert. Unsere heute gebräuchlichen Monatsnamen sind noch die altrömischen: Januar (von janua = Eingang), Februar (von februare = reinigen), Mars oder März (von mas, maris, als Monat der erzeugenden Naturkraft), Aprilis oder April (von apereri, bezüglich des Aufgehens der Gewächse), Majus oder Mai (von Maja der Göttin des Wachsthums), Junius oder Juni (vom Vollicht der Sonne, Ju-piter, Ju-no), Julius oder Juli (von Julius Cäsar), Augustus oder August (nach dem Kaiser dieses Namens) und endlich nach ihrer Stellung im römischen Jahr: September, Oktober, November, Dezember, d. h. der siebente, achte, neunte und zehnte Monat, da ursprünglich der März das Jahr eröffnet hatte. Karl der Große suchte die römischen Monatsnamen durch deutsche zu ersetzen: Wintarmanoth, Hornung, Lenzinmanoth, Ostarmanoth, Winnemanoth, Brachmanoth, Heurimanoth, Aranmanoth, Witumanoth, Windunnemanoth, Windamanoth und Heiligmanoth. In dem „Türkenkalender" von 1455 finden wir folgende, auf die oberhessische Mundart deutende Monatsnamen angegeben: Hardtemandt, Hornung, Mertze, Apprille, Meye, Brochmand, Haumant, Augst, Folmant, Herbstmant, Slachtmant und Wintermant.

Unsere Woche umfaßt bekanntlich sieben Tage und hängt weder vom Jahre noch Monat ab, sondern läuft, sich ununterbrochen wiederholend, allezeit fort. Die Römer benannten die einzelnen Wochentage nach den ihnen bekannten Planeten, zu denen man damals auch Sonne und Mond rechnete: Tag der Sonne, des Mondes, des Mars, des Merkur, des Jupiter, der Venus und des Saturn. In den romanischen Sprachen findet man bei den heutigen Benennungen noch dieselben Stammworte wieder, nur der Sonntag ist bei den Franzosen in christlicher Zeit zum Tage des Herrn (dies dominica = dimanche) geworden. Bei uns erinnern nur Sonntag und Montag noch an die römische Benennung. Der Dienstag führt seinen Namen nach dem Kriegs- oder Schwertgott, der altnordisch Tyr, althochdeutsch Ziu, bei den Bayern Eor oder Eru hieß. In Schwaben kommt daher heute noch die Bezeichnung Ziestag oder Zistig (aus dem althochdeutschen Ziuwestac) vor; ebenso in Bayern die Namen: Ertag, Erhtag, Erchtag oder Irtag. Der Mittwoch bedarf keiner Erläuterung, da die Bedeutung des Wortes klar zu Tage tritt. Er führt in den übrigen germanischen Sprachen den Namen Odins- oder Wodanstag nach dem obersten Gotte der deutschen Völkerschaften. Unser Donnerstag führt seinen Namen von dem Donnergotte Thor oder Thur, auch Thunar oder Donar, während Freitag von der Göttin Fria oder Frigg, der Gemahlin Odins, der er geweiht war, stammt, nicht, wie früher vielfach angenommen, von Freyja, der Göttin der Liebe. Der Sonnabend erklärt sich als Vorabend des Sonntags in seiner Zusammensetzung von selbst. In Oberdeutschland heißt er Samstag, was aus Sabbathstag zusammengezogen sein soll. Die Engländer haben die altrömische Bezeichnung Saturday (Saturnstag) bewahrt, ebenso die Holländer Zaterdag, wie man auch im westfälischen Platt Satersdag sagt.

Mit jedem der Wochentage kann das Jahr beginnen (wie z. B. 1896 mit einem Mittwoch), es ist ferner entweder ein sogenanntes Gemeinjahr oder, wie diesmal, ein Schaltjahr. Aus diesem Grunde gleichen die einzelnen Jahre einander nicht; es giebt vielmehr 14 verschiedene Jahreskalender, insofern nur das Datum, d. h. Monats- und Wochentag, in Betracht kommt. Eine noch größere Mannigfaltigkeit wird nun aber in unsere Kalender dadurch hereingebracht, daß nicht alle kirchlichen Feste an ein bestimmtes Datum gebunden sind. Mehrere von ihnen, die sogenannten beweglichen Feste, treffen vielmehr in den einzelnen Jahren auf ganz verschiedene, oft ziemlich weit auseinanderfallende Tage.

Nicht bewegliche Hauptfeste sind z. B.: Weihnachten (25. Dezember), Erscheinung des Herrn, auch Dreikönigstag (6. Januar) und in katholischen Ländern die Marienfeste, wie Mariä Verkündigung (25. März), Lichtmesse (2. Februar) und Himmelfahrt (15. August); die Aposteltage, ferner Allerheiligen (1. November) und Allerseelen (2. November).

Die beweglichen Feste hängen von Ostern ab, d. h. sie fallen in jedem Jahre auf den so und so vielsten Tag vor oder nach Ostern, das selbst gleichfalls zu den beweglichen Festen zählt. In den ersten christlichen Jahrhunderten gab die Verschiedenheit der Feier Anlaß zu vielen Streitigkeiten; das nicäische Konzil setzte den Sonntag nach dem 14. Nisan dafür fest. Gegenwärtig wird Ostern immer am Sonntag nach dem Frühlingsvollmond und wenn dieser selbst auf einen Sonntag trifft, an dem nächstfolgenden gefeiert (1896 am 5. April). Gründonnerstag ist immer der 3., Charfreitag der 2. Tag vor Ostern (diesmal der 2. und 3. April), Pfingsten der 50. Tag nach Ostern (diesmal der 24. Mai) u. s. w.

Für den ältesten gedruckten deutschen Kalender gilt, wie zum Schluß noch bemerkt sei, der oben schon erwähnte Münchener „Türkenkalender" vom Jahre 1455; dann kommen der Nürnberger Kalender von J. Regiomontan 1467; Günther Zainer's deutscher Kalender auf das Jahr 1470; ein zu Augsburg 1471 erschienener allgemeiner Kalender; der von Johannes Zainer in Ulm für 1474, von Joh. Blaubier für 1481 und ein immerwährender vom Jahre 1501.

Eine Mutter.

Von Ferdinand Stieber.

Katharina war die ältere, die um drei Jahre jüngere Schwester wurde Iwanowna genannt. Beide hatten nichts, wahrhaftig nichts als schöne Gesichter, allerliebste kleine Füße und zarte Kinderhände. Außerdem hatten sie eine Mutter, welch eine Mutter! Was wären diese zwei unbeholfenen Mädchen ohne diese Mutter gewesen, die nur für sie lebte, für sie dachte, für sie handelte und gelegentlich für sie hungerte, oder doch mit ihnen gemeinsam hungerte. Sie verlangte dafür nicht einmal die Liebe ihrer Kinder. Was frug sie nach Liebe!

„Folgen sollen die Mädchen! Meine Absicht, sie in die Höhe zu bringen, sollen sie nicht durchkreuzen. Liebe! Liebe! Es giebt nur eine gesunde Liebe: die zum Leben. Leben heißt aber Genießen, und dazu gehört Geld, Geld und immer Geld! Dieses muß man haben; ihr sollt es einmal besitzen! Die Achtung der Menschen? — verächtlich ist nur der Dummkopf!"

Nach diesen Grundsätzen erzog sie ihre Mädchen, die wie Prinzessinnen in Lumpen aufwuchsen. Wenn nicht ab und zu einmal ein Hungertag eingetreten wäre — sie hätten sich's nicht besser wünschen können. Keine von ihnen hatte sich jemals die rosigen Fingerchen wund gestochen; sie konnten gar nicht nähen. Nicht nähen, nicht flicken, nicht stricken, nicht sticken, nicht kochen — gar nichts.

„Unsinn! Wer arbeiten gelernt hat, der arbeitet, weil er's eben kann. Und hat Eines einmal damit angefangen, dann bleibt es ein Quälholz sein Leben lang. Nach mir dürft ihr euch nicht richten, das wäre was! Mein Leben ist einmal verpufft. Ihr sollt es besser haben!"

Die Mädchen ließen die Mutter für sich denken, sorgen und schaffen. Es erregt manchmal ein sonderbares Lustgefühl, mitanzusehen, wie ein anderer sich plagt — und dabei selbst die Hände müßig in dem Schoße liegen zu haben.

Womit diese Mutter ihre Töchter und sich selbst erhielt, war eigentlich schwer zu sagen.

Sie gingen alle recht ärmlich daher, freilich, aber die Miethe für das Zimmer, das sie gemeinsam bewohnten, wurde stets pünktlich bezahlt; und essen wollen drei Leute doch auch etwas. Sie besorgte allerhand diskrete Kommissionen für jedermann; und weil sie auch nicht den geringsten Rath umsonst ertheilte, vergrößerte sich ihr Ansehen bei jenen Leuten, die ihres Rathes bedurften und ihr stiller Kundenkreis wuchs von Jahr zu Jahr. Man muß selbst etwas aus sich machen, wenn die Leute an einen glauben sollen. Aber es handelte sich zunächst nur um kleine Leute; die haben auch ihre Affairen — aber sie bezahlen wenig. „Immerhin! Wenn die Mädchen erst einmal im richtigen Alter sind, dann wird das schon besser werden," meinte sie. Und die Mädchen blühten heran zur Freude der Mutter. Aber auch die Sorgen begannen. Nicht die materiellen, die bekümmerten sie am wenigsten: die Sorgen wegen der Zukunft ihrer Töchter. Wenn eine von ihnen in die Jugendthorheiten der Mutter verfiele? Nein, nein! Das wird sie zu verhüten wissen! Eine vernünftige Mutter hat dumme Streiche nur darum gemacht, um einmal für ihre Töchter gute Lehren daraus zu ziehen. Und sie war eine vernünftige, eine sehr vernünftige Mutter — und dummer Streiche hatte sie gerade genug gemacht. Aus guter Familie stammend, hatte sie das kleine Vermögen, das sie von ihren Eltern just in jener bösen Zeit ererbte, in der die Mädchen — unklug werden, in wenigen Jahren bis auf einen kleinen Rest durchgebracht. Sie war lebenslustig, unabhängig und — nein! schön war sie nicht, aber sie besaß Eigenschaften, die manchmal auch häßliche Mädchen begehrenswerth machen: Sie war geistreich, liebenswürdig und sie wußte sich zu geben. Und eine Schönheit hatte sie doch: zwei Reihen blendender Zähne, die sie beim Lachen sehen ließ, und sie lachte fast immer. Schließlich hatte sie sich einem recht mittelmäßigen Provinzschauspieler an den Hals geworfen, der mit den letzten Resten ihres Vermögens Theaterdirektor wurde und mit seiner Truppe die Marktflecken unter eintausend Einwohner unsicher machte. Das dauerte indeß nur wenige Jahre. Die Geschäfte gingen schlechter und schlechter; ein Mitglied nach dem andern fiel ab; die Truppe war verschrien von Pasewalk bis in die Gegend von Dorpat, so daß sich für die Ausfälle kein „künstlerischer" Ersatz fand; und eines Tages, mitten im Winter, schied auch der Direktor aus seiner Truppe aus, unfreiwillig: er starb. Da stand sie mit den zwei Kindern, die sie dem Verstorbenen geboren, hilflos, allein in der Fremde. Die Theatergesellschaft war zersprengt, an ein Weiterspielen nicht zu denken. Sie verkaufte das ganze Theatergerümpel stückweise; so schützte sie sich und ihre Kinder vor dem Aeußersten. In jener Zeit kam sie zu der Einsicht, daß sie alt geworden sei und ihr Leben ändern müsse. Sie faßte den Entschluß; fortan auf sich selbst zu verzichten; sie wolle nunmehr die Mutter ihrer Töchter sein, einzig besorgt, dieselben vor dem eigenen Schicksale zu bewahren.

Sie fand in der Folge den Muth, in ihre Vaterstadt zurückzukehren, wo sie Anfangs freilich ausschließlich von der Mildthätigkeit früherer Bekannten lebte, bis sie sich im Laufe der Zeit auf eigene Füße stellte.

Und nun waren die Mädchen groß geworden.

Katharina, eine etwas kalte Schönheit, Iwanowna, herzig und munter.

Die Mutter hatte die ältere Tochter für das Theater bestimmt. Die sich früh entwickelnden äußeren Vorzüge des Mädchens hatten ihr diesen Gedanken nahegerückt.

Allein das stolze, kalte, anscheinend ganz leidenschaftslose und dabei geistig etwas beschränkte Mädchen wollte davon nichts wissen. „Wenn ich auf keine andere Art zu einer Zukunft kommen soll, dann werde ich lieber Probirmamsell!" Dagegen zeigte die jüngere Tochter immer Lust zu dem Berufe ihres verstorbenen Vaters. Sie verrieth auch natürliche Anlagen. Da war der Entschluß der Mutter bald gefaßt.

Sie verstand es, eine hervorragende, bereits alternde Künstlerin des Hoftheaters zuerst für sich zu interessiren, indem sie sich ihr nützlich machte, und brachte ihr dann die Tochter in's Haus. Das allerliebste neckische Ding hatte leichtes Spiel; noch ehe die Mutter dazu gekommen war, ihr Anliegen vorzubringen, machte die Künstlerin ihr selbst den Antrag: ihre Tochter, „deren schauspielerisches Talent unverkennbar sei", für das Theater auszubilden. Darauf hatte die kluge Mutter ja gerechnet. Das Angebotene ist stets werthvoller als das Erbetene. Das Mädchen war wirklich talentirt. Die Künstlerin prophezeite ihm eine Zukunft. Schon nach Jahresfrist reiste die Mutter mit ihren zwei Töchtern in's erste Engagement.

„Sie soll nur zuerst in die Provinz", sagte die Künstlerin, „sie soll spielen, täglich spielen; nur so entwickelt sich ein Talent. Wer am Hoftheater anfängt, nimmt sich die Steigerung."

Und nun begann der Siegeszug der Mutter. Sie führte gute Truppen in's Feld: die Schönheit ihrer Töchter, Lebenserfahrung und starkes Wollen, dem ein ganzes Arsenal von Hilfsmitteln zur Verfügung stand: Rücksichtslosigkeit, Verschlagen-

heit, Ränkespinnerei — wer nennt alle die Requisiten einer um die Zukunft ihrer Töchter besorgten Mutter!

Solange die kontraktliche Kündigungsfrist nicht verstrichen war, verhielt sich die Mutter noch etwas reservirt. Sie verbreitete über sich und ihre Töchter die abenteuerlichsten Geschichten. Turgenjeff eroberte damals gerade von Paris aus die Salons nicht nur, sondern alle Kreise, welche sich für Literatur interessirten. Die eigenartige Schilderung eigenartiger Sitten in den russischen Romanen war ungewohnte Kost, auf die man sich mit wahrem Heißhunger stürzte. Der Turgenjeff-Rausch hat nachmals mit einem Tolstoi-Kater geendet. Die kluge Mutter benützte auch den zur Zeit herrschenden Rausch; ihre Töchter sollten nicht umsonst Katharina und Iwanowna heißen: Bald wußte man in der Stadt zu erzählen, daß der Vater der beiden schönen Mädchen als Verbannter in Sibirien auf Zobel jage. Um dies glaublicher erscheinen zu lassen, kleidete sich die Mutter in einen Männerrock, trug einen runden Männerhut und setzte große dunkle Brillen auf — ganz Nihilistin. Sie verabsäumte aber auch nicht, auf das Mitleid ihrer Nebenmenschen zu spekuliren. Trotz der herrschenden Kälte mußten ihre Töchter in einfachen ärmlichen Kleidchen auf die Straße gehen und jedermann mußte wissen, daß alle drei von der nicht gerade glänzenden Gage Iwanowna's lebten . . . . der außergewöhnliche Erfolg Iwanowna's auf dem Theater kam dem Plane der Mutter entgegen. Sie hatte richtig gerechnet. Das Interesse für „die Nihilistin" und deren schöne Töchter wuchs von Tag zu Tag. Die Mutter sorgte dafür, daß es nicht einrostete. Sie schrieb dem Direktor die Rollen vor, in denen er ihre Tochter auftreten zu lassen habe, sie war der Schrecken der Theaterkanzlei. Durch den Verkehr mit dieser Mutter, die stets zwischen ihrer Tochter und dem Direktor stand, büßte der Mann alle seine Sünden ab; und Theaterdirektoren haben bekanntlich viele Sünden!

Der höchste Triumph für eine Schauspielerin ist nicht die Gefolgschaft der jungen und alten Theatergreise, sondern — das Interesse der Frauen. Hier stellt sich dasselbe von selbst ein. Eine junge Schauspielerin, die sich nie anders als in der Begleitung der Mutter und einer marmorschönen Schwester zeigt, die scheinbar keinen anderen Ehrgeiz kennt, als den rein künstlerischen, der trotz ihres Liebreizes kein Mann nahen darf — fordert das Wohlwollen der Frauen heraus, die sich insgemein für die Beschützerinnen der Bedrängten und Schwachen halten. Man überhäufte sie mit Geschenken, eines Abends als sie nach dem Theater nach Hause kam, fand sie sechs Pelze vor, die verschiedene Verehrerinnen gesendet hatten. Die Schwestern brauchten nun nicht mehr im blanken Kleidchen auszugehen. Die vornehmsten Kreise drängten sich an die Töchter „des Verbannten"; man wetteiferte um ihre Gunst — die keiner gewann. Die alte Gräfin Wors nannte ihren Enkel einen Dummkopf, weil es ihm nicht gelang, in die Nähe der schönen Mädchen zu kommen. Ein junger Fabrikant, dem man einige Millionen nachrechnete, bewarb sich nachdrücklicher als alle anderen um Katharina. Die Sorge um diese schien der Mutter jetzt das Wichtigste. Iwanowna macht ihren Weg von selbst! Die kalte Zurückhaltung Katharinas, die strenge Wachsamkeit der Mutter und die scheinbare Begünstigung, welcher sich ein junger Kavalier zu erfreuen hatte, reizten den jungen Fabrikanten, der sich schließlich einredete, er sei in das Mädchen sterblich verliebt . . . Die Männer sind dumm! O wie dumm sind sie doch!

Als die Mutter die Zeit hierfür gekommen sah, redete sie den jungen Fabrikanten so an:

„Sie wissen, daß wir in acht Wochen die Stadt verlassen; die Saison geht zu Ende. Sie lieben meine Tochter, Katinka ist Ihnen nicht abgeneigt. Wann wünschen Sie, daß die Hochzeit stattfinde? Sie werden an mir eine gute Schwiegermutter haben, ich werde mich vom Tage der Hochzeit an, d. h. sobald der Ehevertrag unterzeichnet ist, weder um Sie, noch um meine Tochter bekümmern."

Vielleicht war das letztere Argument das schwerwiegendste; Katharina wurde thatsächlich die Gattin des Millionärs . . . .

Die Mutter zog nun mit Iwanowna allein weiter. Alle Sorgfalt wendete sie jetzt diesem Kinde zu, dessen theatralische Laufbahn so glänzend begonnen hatte, daß bei der Uebersiedlung aus der Stadt ihrer ersten Triumphe ein großer Spediteurwagen die Kisten und Koffer kaum faßte.

„Wer anders beginnt, kommt sein Lebtag nicht weiter!" sagte die Mutter.

Natürlich machte Iwanowna Karriere! Wie im Fluge erreichte sie die höchste Höhe. Alle illustrirten Zeitungen brachten das Bild der jungen — Russin. Nun bedurfte sie der Leitung, ihrer Mutter nicht mehr. Wenn das Vöglein flügge geworden vergißt es rasch der Alten. Die Mutter selbst fand, daß sie ihrer Tochter nur im Wege sein würde. — Das vollzog sich ganz natürlich, ohne Sentimentalität von beiden Seiten. Hier gab es für sie nichts mehr zu thun. Aber dieses Leben hatte ihr Genuß bereitet; die zielbewußte planmäßige Durchführung der Erziehung und Versorgung ihrer Töchter schrieb ihr ja von selbst ihren ferneren Wirkungskreis vor: warum nicht von vorne beginnen? Die Ausbildung der meisten Schauspielerinnen ist eine einseitige, sie richtet sich nur auf die Bethätigung auf der Bühne. Für die Theaterkanzleien, Agenturen, Rezensenten; für das öffentliche Leben, die Gesellschaft — werden die wenigsten erzogen. Das glaubt man dem Zufalle überlassen zu dürfen. Gefehlt! Es ist das wichtigere. Hier sah die Mutter, die nicht Lust hatte, von ihren Töchtern abzuhängen, ihre eigene Zukunft. Sie wurde Erzieherin eines neuen Geschlechtes — engagirte Theatermutter.

Und es ist darauf zu wetten, daß dort, wo die Frau mit dem Männerrocke, mit dem schwarzen steifen Rundhute und den dunkeln Brillen zu sehen ist — eine künftige Größe der deutschen Bühne ihren Werdeprozeß durchmacht.

Lose Blätter.

Aphorismen von Martin Kornfeld.

Der Werth eines Ausspruches liegt häufig weniger in dem was damit ausgesprochen, sondern darin, von wem er ausgesprochen wird.

Denken und handeln sind nicht immer übereinstimmende Thätigkeiten: Viele denken richtig und handeln falsch, während Andere falsch denken und richtig handeln.

Wohl dem, der im Alter noch arbeiten kann, und wehe dem, der im Alter noch arbeiten muß.

Der Glückliche hält den Erfolg seiner zufälligen Untersuchungen für wohlberechnet, dagegen den Mißerfolg derselben für Zufall.

Die Gegenwart besteht in der Erinnerung an die Vergangenheit und in der Hoffnung auf die Zukunft.

Die Liebe zum Leben erkaltet durch ein Leben ohne Liebe.

Das Räthsel des Lebens löst nicht der Tod, sondern derselbe erlöst nur von dem Räthsel.

* **Von der alten Kaiserpfalz zu Goslar.** In der Nähe des Kaiserhauses zu Goslar werden gegenwärtig Ausgrabungen nach alten Grundmauern der zur Kaiserpfalz gehörenden früheren Gebäulichkeiten vorgenommen, die schon zu interessanten Ergebnissen geführt haben. Diese Ausgrabungen finden vorerst statt in dem Garten bei der neuen Kaserne am Kaiserbeete und vor der Hauskapelle zu St. Ulrich. Während man an letzterem Orte auf ansehnliche Mauerreste stieß, wurden in dem Garten noch gut erhaltene Fundament und Gewölbe von ehemaligen, zur Kaiserpfalz gehörigen Bauten freigelegt, bei denen die Steine hochkantig gestellt waren. Wie der Geh. Regierungs- und Baurath Cuno in Bonn, welcher vor längeren Jahren eine ausgedehnte Rekonstruktion der zur Pfalz gehörenden ehemaligen Gebäulichkeiten versuchte, damals ausführte, war das Kaiserhaus in Goslar einer der großartigsten Herrschersitze, die je existirten. Im Jahre 1289 legte eine Feuersbrunst das ganze Holzwerk des Gebäudes in Asche, wobei auch der Flügel desselben in Flammen aufging, der die Wohnräume umschloß, und in dem Heinrich IV. am 11. November 1050 das Licht der Welt erblickte. Dieser Theil ist nicht wieder aufgebaut worden, und die Grundmauern dieses Theiles werden eben jetzt wieder aufgedeckt. Das Kaiserhaus ist ein Gebäude, welches in dem höchsten Glanze der Kaiserzeit von dem mächtigsten Kaiser, der je auf dem deutschen Kaiserthrone saß, von Heinrich III., jenem viel gefürchteten, viel geliebten und viel besungenen Henricus niger, für seine glänzende Hofhaltung im Jahre 1050, wenn nicht erbaut, so doch erweitert worden ist, und zwar von dem kaiserlichen Baumeister Benno, der später Bischof von Osnabrück wurde.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.